

Vor der Pforte

Autor(en): **Görres, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575812>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Herr Weinmann nickte, und die beiden begaben sich ins Freie.

Langsam schritten sie auf der Hauptstraße des altväterischen Städtchens dem Tore zu, das noch als ein Denkmal der Vergangenheit stehen geblieben, und gelangten schließlich in ein freundliches Villenquartier, wo lauter kleinere und größere Landhäuser in schönen gepflegten Gärten standen und auf der Straße saubergekledete Kinder spielten — und Berthold las auf einer blauen Emailtafel den Namen „Feldstraße“.

Sein Herz begann stärker zu klopfen.

„Hier wohnt sie also?“ fragte er.

„Im nächsten Hause links,“ nickte der Arzt.

Ein paar Kinder eilten über die Straße auf Doktor Burger zu, ein hübsches dunkelhaariges Mädchen von etwa fünfzehn Jahren und zwei jüngere Knaben. Das Mädchen gab dem Arzte zuerst die Hand, und es war Berthold, als ob er seine Lotte wiedererblickte, sodaß er dem schlanken anmutigen Wesen mit starren Augen und angehaltenem Atem ins Antlitz spähte, als es auch ihm etwas schüchtern die Rechte bot, um dann leichtfüßig wieder zum Gartenportal zurückzuströmen.

„Grüßt mir eure Eltern!“ rief der Arzt den Kindern nach. Da gab eine weiche Altstimme die Antwort: „Da sind wir schon, Herr Doktor!“

Berthold schaute hinüber und sah eine schöne junge Frau neben einem etwas größern schlanken Herrn am Staketenzaun stehen und freundlich grüßen, und auch er zog seinen Hut.

„Soll ich Sie vorstellen?“ flüsterte Doktor Burger.

„Nein! Um Gottes willen, nein!“

Der Alte wechselte mit dem Paar einige freundliche Worte; dann schritten sie weiter.

Die Dämmerung nahm zu, die Straßenlaternen wurden angezündet, und der Graubart blieb vor einem kleinen Häuschen stehen und sprach:

„Wollen Sie nicht noch auf ein Stündchen zu mir kommen? Vielleicht reden wir noch ein wenig von der Sache; denn ich verstehe wirklich immer noch nicht, was Sie hergeführt . . .“

„Ich auch nicht mehr!“ versetzte Berthold. „Leben Sie wohl, Herr Doktor!“

„Nun, Sie wissen ja, wo ich wohne, und wenn ich Ihnen sonstwie dienen oder raten kann . . .“

„Danke!“ preßte Berthold hervor. „Danke verbindlich! Aber ich werde schon allein damit fertig werden müssen!“

Die Männer gaben sich die Hände, und Berthold ging langsam die Straße wieder zurück. Dr. Burger sah ihm noch eine Zeit lang nach, schüttelte den Kopf und schritt darauf seiner Wohnung zu.

Es war fast ganz dunkel, als Herr Weinmann wieder bei dem Hause Bertha Schollers anlangte. Er blieb stehen. Der Garten lag jetzt still und verlassen vor seinen Blicken. In der Wohnstube brannte Licht, und durch das offene Fenster tönte Kinderlachen.

Ab und zu mischte sich die weiche Altstimme der Mutter darein, und dem einsamen Lauscher kam es vor, als ob er Lotte reden hörte, und eine heftige Sehnsucht ergriff ihn, wie sie ihn noch gar nie ergriffen hatte.

So stand er lange, das Gesicht an die eisernen Zaunstäbe gepreßt, und spähte nach dem erleuchteten Fenster. Er wußte, daß diejenigen, deren Stimmen er hörte, sein Kind und seine Enkel waren und daß er doch nie mit ihnen zusammen froh und glücklich werden konnte.

Alle Hoffnungen, die er auf seine Reise gesetzt, waren vernichtet; sein Kind brauchte ihn nicht, wußte, wie grausam und gewissenlos er seine Mutter ins Unglück gebracht und hatte wohl kaum den Wunsch, einen solchen Vater kennen zu lernen.

Für ihn blieb nichts zu tun übrig; was er vor sich sah, war das gleiche graue Alltagsleben im Geschäft und am Stammtisch mit dem Apotheker und dem Kurzwarenhändler zusammen und das Schuldgefühl, die Gewißheit, ein Menschenleben vernichtet zu haben.

Da fühlte er alles in sich zusammenbrechen.

Einige des Weges kommende Passanten blieben stehen und verwunderten sich über sein seltsames Gebaren, und als er sich nicht von der Stelle rührte, trat ein Herr an ihn heran, legte die Hand auf seine Schulter und fragte barsch: „Was wollen Sie, Mann?“

Berthold fuhr zusammen, starrte dem Fremden verständnislos ins Gesicht, wandte sich ab und eilte davon.

Er ging an dem alten Tor, durch das er gekommen war, vorüber und weiter, immer weiter vom Städtchen weg, quer durch Wiesen und Acker, und auf einmal stand er am Flusse, an dem der Ort liegt, und starrte in das klare tiefe Wasser, auf das der Mond ein silbernes und glitzerndes Band zeichnete.

Rasch nahm er seine Brieftasche. Er suchte und fand das vergilbte Schreiben und zündete es an und hierauf . . .

Was nun geschah, war keine Tat der Ueberlegung und des freien Willens, sondern nichts weiter als der Abschluß eines vor vierzig Jahren selbstgewählten Schicksals.

Und niemand in Bertholds großer Vaterstadt konnte sich erklären, weshalb sich der geachtete und vermögliche Kaufmann bei dem fernen Städtchen das Leben genommen, und nur der alte Doktor, der dort zuletzt mit ihm gesprochen hatte, ahnte etwas.

Aber er schwieg und redete nicht darüber.

Vor der Pforte.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Skizze von Elisabeth Görres, Davos.

Das waren die sonnigen Septembertage, wo das Gold auf allen Wegen floß und einen hauchfeinen goldenen Flor um Feld und Wald spann. Auf den Stoppelfeldern wirkten sich weiche weiße Nege; die fingen den Tau in großen Tropfen vor Sonnenaufgang. Wenn die Sonne kam, wurden sie licht und golden und mit tausend funkelnden Diamanten bestickt.

Die rosigten Buchweizenfelder am Raninchenhügel wuchsen gerade in den glatten, sammetblauen Himmel hinein. An den Brombeerhecken jenseits des Flusses arbeiteten Leute im Heu, gleitend, schattenhaft unplastisch, vor lauter Sonne fast zerfließend. Fern am Horizont, in Feldern von blinkendem Raps standen rote Bauernhäuser, und seitab von ihnen, wie große



Die Walze.

graue Fledermäuse, waren Windmühlen, ganz still und feierlich. Wie betäubt von dem Sonnenglast träumten sie dumpf und leise von den grauen Sturmtagen, wo sie so lebendig waren und ihren Leib dem Sturme boten.

Den unbeweglichen blauen Fluß säumten die Silberweiden wie flimmernde krause Büschel, und stille braune Rähne gingen langsam, langsam daran vorbei, als warteten sie eines Kufs, einer Botschaft, die nicht kam, und mühten sich widerwillig losreißen und weiterziehen, langsam, immer zurücklaufend . . .

Männer saßen am Bug, so unbeweglich, als ob sie tot wären, und Frauen in hellen Kopftüchern liefen hin und her zwischen grünen Weidenkörben voll leuchtender bunter Früchte und der braunen Kabine mit den weißen Fensterchen. Sie neigten sich über Bord und zogen mit starken braunen Armen blanke Eimer voll blauen Wassers an den feuchten tangduftenden Rahnwänden hinauf und schleppten es in die kleine Kabine, aus deren offener Tür ein fahler Feuerschein zuckte, so fahl, als hätte er all seinen Glanz an diese herrliche Septembersonne aus Nebelgold verloren.

An solchen goldenen und blauen Tagen war es bunt und lebendig gewesen zwischen den junggrünen Saaten, den leuchtenden Raps- und Buchweizenfeldern und den feierlichen Windmühlen. Rot und blau und weiß floß es hin und her, flog rasch durcheinander, zerstob in viele blendende Punkte, die weit hin strahlten trotz des fahlgoldenen Nebels der Ferne. Ganze Feuergarben von Mohnrot fluteten gegen den mattblauen Horizont; wie Schwärme weißer Möven zog es fern am Fluß hinauf und hinunter, blitzte in allen Farben, funkelte zwischen den roten Dornenhecken und den silbernen Weidenbäumen.

Carl Einer. Mädchen mit Ziegen. Farbiger Holzschnitt.

Manen, Husaren, Dragoner, Soldaten zu Fuß und zu Pferde manövierten im Felde. Kanonenschlünde flammten mit dumpfem Schrei empor, und Lanzen und Säbel züngelten wie silberne Blitze durcheinander auf dem Hintergrunde des breiten Waldgürtels, der am Abend so schwarz und schaurig gegen den Horizont stand und in dieser seltsamen Spätsommer-sonne matt aus einem Golddämmern auftauchte, so, wie der schmale, nur leicht vertiefte Streif einer fernen Insel aus den Wellen ragt.

An einem dieser Sonnentage erschienen Gäste in unserm kalten, freudlosen Landhause. So freundlich und traumselig lag es im Weingrün! Die blauen Trauben hingen vor den sonnenblanken Fenstern mit den verblaßten grünen Holzläden bis auf das rote Giebeldach hinauf. Alte Linden und Tannen standen wie ein schützender Heerbann in seinem Rücken, und vor seiner rosenumrankten Veranda war ein Teppich von roten und blauen Gartenblumen. Und wer vorbeiging, dem schien es eine Insel des Friedens. Aber es war kalt und freudlos in seinen Mauern, Einer darin, ein enger, liebebarer Geist, machte es kahl und traurig! Das Lachen war ein seltener, flüchtig-heimlicher Gast in unserm Hause, und nur abseits, in dunklen Bodenkammern zwischen altem, mottengerfressenem, verstaubtem Plunderkrum brach unsere Kinderfroheheit durch, wenn trübe Tage sie in diesen Mauern festhielten, wenn in Wald und Wiese graue Schleier hingen und die Welt fest im weißen Schnee lag.

Ich war damals gerade siebzehn Jahre alt, als es so bunt und laut auf unsern Feldern, um unser Haus herum zuging, und träumte in heimlichen Winkeln Träume an das



Die Walze.

Max Bucherer. Frage. Holzschnitt.

Leben. Fort aus dieser Sticlust, in andere Häuser hinein, wo Freude und Liebe zuhaus waren! Und einer dieser Träume spann sich um einen dieser Männer, die, mürrisch und kalt aufgenommen, draußen vom Felde kamen, erhitzt, sonnverbrannt, lächelnd — vom Leben draußen!

Ich betrachtete ihn heimlich, von Ferne, wenn er durch die alten Laubgänge in unserm Garten wanderte. Er redete und lachte mit den andern; die weißen Schnüre ihrer dunklen Uniform, ihre Säbel und Epauletten schimmerten durch die Zweige. Ich lief ihnen in den Weg, scheu wie eine Sünderin, und sah nur den einen an. Ein paar Mal sprach er flüchtig mit mir, und diese weiche tiefe Stimme wurde die Musik zu meinen Träumen.

Was war es nur, das dieses Mannes Bild so hartnäckig in meine Gedanken zwang? Es mochte das Leben sein, das ich in ihm liebte. Ich war jung und warmherzig und wählte hinter den Mauern, die mein Leben umschlossen, ein anderes, ein großes, wunderbares, berauschendes, seltsames Leben! Und dieser Mann kam aus diesem Leben und wehte ein Ahnen von den großen Mysterien dieses Lebens in meine Seele...

Es war nichts Wunderbares — ein Gesetz des Seins, das sich auch an mir vollzog und das ich, in der Dämmerung meines Fühlens, weil ich es nicht erkennen konnte, mit einem Zauber-mantel aus Eigenheit und Stimmung umgab. Ich tastete in einem unbekanntem Lande herum und kannte mich selber nicht, die ich darin wanderte. Es war so dämmerig und still darin, nur irgendwo aus einem Dunkel ferne, ferne Musik, die niemals näherkam...

Wenn sie draußen waren, saß ich auf einem der Hügel über dem blauen Fluß und folgte den farbigen Menschenschwärmen. Einmal ritt er auf einem Goldfuchs an mir vorbei. Er lächelte über das ganze ernsthafte Gesicht. „Fräulein Maria, ach, grüß Gott!“

Ich konnte vor innerem Zittern nichts entgegenen und lächelte nur ein wenig hilflos. Dann stieg er vom Pferde und setzte sich zu mir. Er schwieg eine Weile und sah in die goldene

Ferne; dann sagte er nur: „Ach die Sonne!“ Und es war so viel Rhythmus und Klang in seiner Stimme, daß mir war, als hätte er ganz etwas Besonderes, Schönes gesagt.

„Wie schön Sie es hier haben, Fräulein Maria!“ — er bog den Kopf zurück und blickte ringsum und atmete tief — „Schön, schön...“

In mir war ein Troß und ein böses Lachen, das aus freudlosen Wirklichkeitsstunden sein Leben nahm. Etwas Feindseliges reckte sich in mir gegen den Mann, der neben mir saß und die volle Sonne wohligh über sich gehen ließ. Warum sagte er so leichtfertige Worte? Wie konnte er wissen, ob ich es wirklich schön hatte hier? Durfte er, er das sagen, zu dem ich soviel von mir in meinem Herzen geredet hatte? Ach, er sah wohl auch nicht mehr als die andern, die immer nur lachten! Ich antwortete ihm herbe und verletzt mit der Offenheit der Jugend, die von keiner Rücksicht, keiner Heuchelei wissen will: „Ja, weiterhin im Lande ist es schön; bloß nicht hier, in unserm Haus!“ „Ja,“ sagte er nur, als wüßte, erriete er alles, und spielte sinnend mit seiner Säbelquaste. Und ich sagte ihm mechanisch dieses Ja nach und hatte auf einmal ein gräßliches Angstgefühl, daß das ganze Leben dunkel und hart sein könne, anders als in Träumen. Wenn das nun so weiter ging — immer so weiter in grauem Kleid auf grauem Weg?

Die Tränen kamen mir und fielen langsam auf meine Hände. Und als er abgewandt, wie aus einem Traum, zu mir sagte: „O ja... Leben, Leben, Fräulein Maria, armes Kind!“ — da schluchzte ich einmal trocken auf, und vor Scham über mich erstickte ich die Tränen in einem gezwungenen Lachen: „Ach, das Leben ist doch ganz lustig!“

„Nein, Fräulein Maria, garnicht lustig; es sieht sich bloß manchmal so an!“ Er nahm meine magere braune Hand und machte eine Bewegung, wie um sie an seine Rippen zu ziehen; aber er streichelte sie nur ganz leise einmal und ließ sie sinken. „Ich hatte eine Schwester, die hieß Maria,“ sagte er nach einer Weile. „Ich liebe den Namen Maria so sehr: er paßte so zu ihr; sie war so sanft und schön, wie eine Madonna! Ach, Maria, arme Kleine! Sie ist nun schon so lange tot! Ach, was haben wir für schöne Luftschlösser zusammen gebaut, mein kleiner Kamerad und ich! Sie war auch gerade achtzehn Jahre, als sie starb. Es kam so unermutet. Sie war herzleidend. Es war auch so im Nachsommer... Wir waren geritten, die Pferde gingen langsam Schritt. Sie war blaß und sagte, ihr wäre schlecht. Auf einmal fiel sie hintenüber; ich fing sie auf. Mitten im Walde noch hörte ihr krankes Herz auf zu schlagen. Sie starb mir in den Armen, ehe ich mich recht befann. Wir wußten damals noch nichts Rechtes von ihrem schweren Herzfehler. Sie hat es wohl selbst nicht gewußt. Sie rief nur ängstlich, wie erstaunt, meinen Namen, und dann... Ach, waren das Tage! Meine arme Mutter war ganz aufgelöst in Schmerz...“

Er brach ab und wandte sein schmales Gesicht ein wenig zur Seite. Ich kämpfte mit den Tränen; als er mich wieder ansah, waren seine Augen weit fort von mir. Dann befann er sich. „Ach, Fräulein Maria, was erzählte ich Ihnen da alles! Ich kam so darauf; Sie sehen ihr ein wenig ähnlich; nur war sie blond, weicher, sanfter, zarter noch... Aber, was können Sie fremde Menschen interessieren! Verzeihen Sie meine Redseligkeit...“

Ich bewegte nur stumm den Kopf. Er stand auf und reckte sich ein wenig. Dann stieg er auf sein Pferd und ritt in den feinen zitternden Nebel hinein. Seine Gestalt wurde immer heller und war zuletzt fast durchsichtig wie ein transparentes Bild. Bloß sein Säbel glänzte lange noch hell zu mir hin, und ich saß und konnte nichts denken; nur dieses dunkle Angstgefühl vor dem Leben krallte sich fest in mein Herz, und mit unerklärlicher Traurigkeit sah ich dem Reiter nach, bis er nicht mehr sichtbar war.

Am andern Morgen war die Welt grau. Nach einem fahlen Gruß ging die Sonne hinter schwere Wolken. Ein feiner Staubregen fiel fast unmerklich, und dick und traurig lastete weißer Nebel.

Die Musikkapelle der Totenkopfhensaren ritt vom Dorfe her. Man hörte das dumpfe Stappen der Pferde, ohne jemand zu sehen. Und dann kamen sie nacheinander aus dem weißen Nebel geritten. Sie hielten vor unserem trübseligen Haus und spielten lustig — lustig in Regen und Nebel hinein.

Es war noch sehr früh. Ich stand in der Pforte. Die andern schliefen noch; nur meine Mutter war in der Tür zum Abschied der Gäste. Ich konnte sie in dem dichten Nebel nicht sehen; ich hörte bloß die Stimmen zu mir dringen, höfliches Abschiednehmen, Dankfagen, und dann traten sie auch zu mir und gaben mir die Hand mit flüchtigem Lebewohl. Der letzte war er, um den ich heiß und scheu gefonnen hatte in einer langen, dunklen Nacht.

Schlank und ernst stand er vor mir, die schwarze Mütze tief in der Stirn. Der silberne Totenkopf grinste über seinem Gesicht, das mir seltsam fahl erschien. Er gab mir die Hand mit festem Druck und nannte mich wieder bei meinem Namen. Seine Stimme war weich und herzlich wie eine Liebfosung. „Fräulein Maria, leben Sie wohl! Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen viel Freude und Sonne im Leben...“

Ich brachte kein einziges Wort heraus. Diese dumpfe drückende Furcht und eine grenzenlose Traurigkeit war wieder in mir. Ich wußte nicht, ob sie mit seiner Person in Verbindung stand oder ob es die beklemmende Melancholie dieses grauen Morgens war. Alles blieb undeutlich in mir; diese schwere Stille war wie eine düstere Prophezeiung, und ich hatte das Gefühl, ihn halten zu müssen: Hilf mir, rate mir, erkläre mir... Die Musik hatte aufgehört zu spielen. Mit dumpfem, einformigem Geräusch zogen die Truppen vorbei und

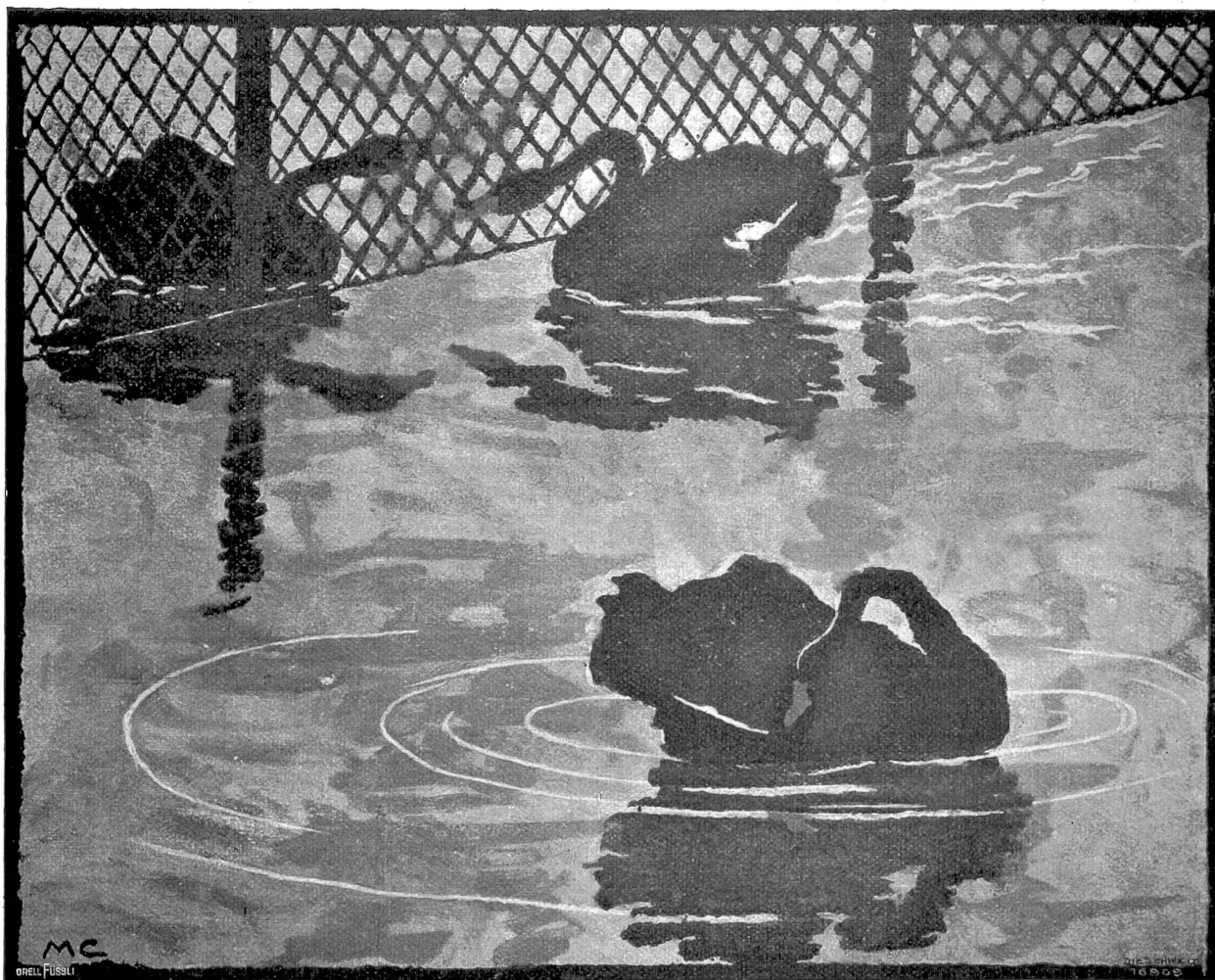
verloren sich im Nebel, wie ein Zug Gespenster — auftauchend, versinkend. In mir wuchs diese vage Traurigkeit, und die Marchtöne, mit denen die Musik geschlossen hatte, tönten ausdringlich und hartnäckig dazwischen und machten sie noch größer und unerträglicher.

Die Truppen waren vorbei. Er sprang auf sein Pferd und ritt in den Nebel hinein, der sich wie ein Vorhang teilte. Einen, zwei Augenblicke lang schimmerte die schlanke Gestalt zu mir hin durch die zusammenschlagenden dünnen Falten; dann war alles gleichmäßig grau rings um mich her. Der feine Regen sprühte scharf gegen mein Gesicht. In der Ferne erkam das letzte Geräusch der Reitenden — — — —

Dann ging der Herbst rasch zu Ende. Die Sonne kam flüchtig nur zwischen Wolken vor, Farben und Blumen waren tot, und endlich lag Schnee dicht und weit ins Land hinein, bis zum Rande der Welt.

Am einem Schneetage im Februar fand ich in einem Zeitungsblatte seinen Namen mit einem schwarzen Rande darum — tot — durch einen Unglücksfall... .

Ich sah ihn wieder im Nebel vor mir stehen und über seinem fahlen Gesicht den fahlen Totenschädel grin'en und dann hineinreiten in die dicke Nebelwand. Und ohne daß ich ihn wohl geliebt hatte mit der bewußten Liebe des reifen Menschen, preßte es mir das Herz zusammen — dieser Name im dunkeln Rahmen! Mir war, als hätte ich gewußt, daß er sterben müßte, damals, als er mir die Hand gab und langsam im Nebel verschwand... Und ich weinte um ihn, und es war undeutlich in meiner Seele, als weinte ich mit diesen Tränen auch um alles Traurige, Harte, Unbegreifliche des Lebens — — — —



Die Walze.

Martha Cunz. Schwarze Schwäne. Farbiger Holzschnitt.